**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 51 (1947-1948)

Heft: 20

**Artikel:** Das geheimnisvolle Symbol : eine römische Geschichte [Fortsetzung

folgt]

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-671966

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Kleines Lied

Du bist die schönste Rose, Du bist wie Engel sind, Du süsse Makellose, Mein holdes Herzenskind. Und bist du arm und einsam, Und ist das Leben schwer: Komm mit, wir gehn gemeinsam, Ich schreite nebenher.

Gib mir die Hand zum Bunde, Die kleine weisse Hand Und hüte treu im Grunde Mein reines Liebespfand.

Jakob Bolli

# DAS GEHEIMNISVOLLE SYMBOL

Eine römische Geschichte

T

Lange habe ich mich bemüht, das Geheimnis zu enthüllen, welches das Steinrelief mit feiner seltsamen Meisselung umgab: einer kleinen Juwelen-Truhe zwischen zwei Sandalen.

Gines Tages, zu jener Stunde, da Dämmerung sich über die Seele senkt und das Wirkliche dem Unwirklichen begegnet, wo die Dinge, die uns stark beschäftigt haben, solchen Besitz von unserer Seele nehmen, das wir sie lebendig spüren — da geschah vor meinem geisstigen Auge das Wunder:

Der Stein erhielt Leben, er bewegte sich, die Sandalen lösten sich, wurden Stoff aus Leder und Kork, und aus ihnen wuchs eine schöne griechische Jünglingsgestalt mit den Zeichen edlen Geblütes, aber in der Tracht eines rösmischen Stlaven. Dann senkte sich das ganze Steinrelief, und an seiner Stelle erschien eine junge Kömerin mit stolzen, leidenschaftlichen Zügen. Sie trug ein Diadem in ihrem brausnen Gelock. Ihre reichberingte Hand hielt eine kleine Truhe, die sie mit einem Blick unendslicher Zärtlichkeit dem Sklaven reichte. Die Truhe war geöffnet und barg neben kostbarsstem Schmuck versiegelte Schriften und eine Pergamentrolle.

Ich will die Erscheinungen ansprechen:

"Deutet mir das Symbol" — da aber entsichwinden sie meinen Blicken, nur die Persgamentrolle sinde ich zu meinen Füßen. Ich hebe sie auf und beginne zu lesen:

"Wem sich diese Schrift erschließt, der wird ein hohes Lied der Treue und Dankbarkeit hören. Es handelt wie so viele Geschichten der alten Zeit von Kampf und heldischen Fahrten, von der Mächtigen Höhe und Sturz, von der Kleinen Neid und Haß, von Liebesglück und Liebesnot und Liebesopfer."

Rom, das große mächtige Wohnhaus der Welt, war immer größeren Erschütterungen und Kriegen ausgesetzt. Seine Schalen der Macht stiegen und sanken, aber noch flogen seine Abler über der ganzen Erde. Sie mußten sich nicht nur gegen neue auftauchende Völkerschaften verteidigen und gegen solche, die sich ihrer Herrschaft entledigen wollten, sie hatten auch kriegerische Handlungen gegen die Seeräuber zu unternehmen, die von Thracien bis zum Hellespont das Meer und die römischen Häfen beunruhigten, der Flotte Roms empfindliche Verluste beibrachten und den Kauffahrern zum Schrecken wurden.

Ein römischer Fürst, der nach seinen vielen Siegen in Gallien und Sprien zum Duumvir ernannt worden war, hatte Besehl erhalten, den Seeräubern mit einem Geschwader von einhundertundfünfzig Galeeren nachzusetzen und sie wenn möglich von Norden und Süden her anzugreifen.

Seine kühnen Bläne gelangen ihm. Er hatte die Seeräuber nicht nur vollständig besiegt, er hatte ihnen auch einen großen Teil ihrer Beute entreißen können. Sein Sieg wurde bald nach seiner triumphalen Rückfehr nach Rom im Cirkus geseiert.

Auch die von den Seeräubern verstlavten Gefangenen, unter ihnen ein junger Grieche, Dioklitas mit Namen, wurden nach Rom gebracht.

Dioklitas befand sich auf dem Schiffe seines Vaters, als es von den Piraten überfallen worden war. Durch eine hochgemute Tat hatte sich der Grieche die Teilnahme des Fürsten er= worben, indem er seinen Freund und Waffen= bruder, den Keldkommandanten, vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte. Der Grieche hatte nicht an seine eigene Flucht gedacht, das Leben eines tapferen Kriegers galt ihm mehr als seine Freiheit. Darum beschloß der Fürst, das Los des Griechen freundlicher zu gestalten und ließ ihn in seinen Gärten und weiten Weingeländen auf seinem Landsitz in den Albanerbergen ar= beiten. Abgelenkt von seinen vielen Pflichten und Staatsgeschäften vergaß er bald den Jüngling.

Eine Begebenheit im Garten seines Palastes auf dem Aventin aber ließ Pulchra, die Tochter des Fürsten, auf den Sklaven aufmerksam werden.

Der Aufseher der Sklaven, der dem Grieschen nicht wohlgesinnt war und der ihn quälte und züchtigte, wo sich ihm nur eine Gelegenheit dazu bot, hatte ihn eines Morgens auf einer Bank sitzend überrascht, ein kostbares griechisches Buch in den Händen haltend und in den Inhalt der Schrift vertieft. Mit einem Peitschenhieb hatte er den Jüngling aus seiner Berstunkenheit aufgeweckt, ihm das Buch entrissen und ihn des Diebstahls beschuldigt.

Er befahl seinen Wächtern, Dioklitas zu entkleiden, an den nächsten Baum zu binden und ihn auszupeitschen.

Ein Zufall wollte es, daß die Tochter des

Fürsten, die am Morgen das Buch auf einer Bank liegen gelassen hatte, mit ihrem Lehrer Apollonius, einem hochweisen Gelehrten aus Griechenland, in den Garten kam, um das Bermißte zu suchen.

Sie hörte die zornigen Ausrufe des Aufsehers, das Freudengejohl der Wächter bei der Züchtigung des Sklaven. Sie sah in der Nähe der Bank, an einen Pfirsichbaum gebunden, den wunderbaren nackten Körper eines Jüngslings, der furchtbaren Peitschenhieben ausgesseht war.

Es war nicht nur Mitleid, das sie bei dem Anblick empfand, es war zugleich eine Empörung in ihr, soviel Schönheit durch menschliche Erausamkeit geschändet zu sehen. Der am Baum gesesselte Sklave dünkte ihr wie eines jener Götterbilder, die sie einst auf einer Insel im Aegäischen Meere gesehen hatte.

Keine Klage kam von den Lippen des Sklaven, sie bebten nur in Scham und Schmerz, daß eine Frau ihn in seiner Nacktheit, in seiner Erniedrigung sah.

Pulchra verwies dem Aufseher seine rohe Tat, ging auf den Baum zu, pflückte eine Frucht und hielt sie vor den ausgedörrten Mund des Sklaven. Es lag soviel Hoheit und Würde in ihrem Tun, daß alle davon betroffen waren.

Der Jüngling aber berührte die Frucht nicht, er fühlte nur mit Staunen, daß ihm, einem Sflaven, Barmherzigkeit geschah, sah mit einem fast verklärten Ausdruck in die großen dunklen Augen der Kömerin und verlor Sinne und Wirklichkeit in dieser seligen Schau.

Während diesem seltsamen Spiel von Aug' zu Auge, von Herz zu Herz, hatte Apollonius den Ausseher von der Schuldlosigkeit des Grieschen überzeugt. Da jener wußte, in welch hohem Ansehen der Gelehrte in Rom in der Schule der Wissenschen und vor allem beim Fürsten stand, bedauerte er mit unterwürfigen Worten seine Handlung, ging selber auf den Baum zu und befreite den Sklaven von seinen Fesseln. Als aber die Prinzessin tröstend auf ihn einssprechen und ihm die Frucht reichen wollte, entsssehen, als sei er von neuen Peitschenhieben gehetzt.

Pulchra stand wie erstarrt, die Frucht in den Händen haltend, ihr Antlitz von Purpur übersgossen. Mit einer ehrfurchtsvollen Gebärde reichte ihr der Aufseher das Buch, und nur der weise Lehrer der Prinzessin merkte den Spott in den Zügen des Mannes, ohne jedoch zu ahnen, wie dessen Born auf den Griechen sich durch die Teilnahme der Prinzessin noch verstärkt hatte. Für den harten Tadel, den er wegen des Verhaßten von ihr erhalten, wollte er sich rächen und beschloß, den Stlaven zu entsfernen. Es war leicht, einen Sklaven verschwinz den zu lassen. Er hatte schon viele junge Sklaven an seine reichen Lüstlinge oder Gladiatoren verkauft.

Der Sklave Dioklitas wird eine herrliche Ge= stalt für die Arena abgeben, dachte er bei sich: das schöne Antlitz von dunklen Locken um= geben, die großen Augen von Wehmut be= schattet, in weichen Formen der Körper, im edlen Ebenmaß Glieder und Muskeln, deren Rraft er bei den Gartenarbeiten oft wahrgenommen hatte. Man sah es dem Körper des Griechen an, daß er von frühester Jugend in allen Kampfspielen geübt und zugleich zu hoher geistiger Bildung gelangt war. Eine große Rauffumme für den schönen Sklaven schien dem Aufseher gewiß. Es galt seinen Plan vorsichtig auszuführen. Mit einem teuflischen Lächeln pflückte er einige Pfirsiche, winkte einem Wächter und befahl ihm, dem Sklaven nachzu= eilen, ihm die Früchte zu geben und ihn auf den Befehl der Prinzessin in sein Haus zu brin= gen, um nach seinen Wunden zu sehen. Er warf dem Wächter einige Münzen hin, und da wußte dieser, daß der Auftrag von Wichtigkeit war.

Nach ihrem seltsamen Erlebnis ging die Prinzessin noch oft zu dem Pfirsichbaum. Das Bildnis des schönen Jünglings hatte den wohlsgehüteten Kreis ihrer Gefühle durchbrochen. Stundenlang weilte sie unter dem Baum, in Erinnerung verloren. In aufwallender Sehnsucht nach dem jungen Sklaven strich sie mit zärtlicher Gebärde über den Stamm, an dem sein junger Leib gewesen war. Sie brach eine Frucht und berührte sanft ihre Haut. Ihr war, als ob mit der Erscheinung des Jünglings ihre wohlgeordnete, glanzvolle Welt sich völlig vers

wandelt hätte, Träume und Sehnsüchte be= wegten ihr Herz. Ein heißer Wirrsal wunder= samer Bilder, die alle mit der Schönheit des Jünglings verbunden waren, bedrängte ihre Seele. Ihr weiser Lehrer ahnte den Grund ihres veränderten Wesens, wußte, wem der Liebesglanz ihrer Augen galt, aber mit keinem Wort verriet Pulchra ihre Besorgnis um das Schickfal des Sklaven. Auch war Apollonius über dessen Fernbleiben aus den Gartenan= lagen beunruhigt, er hatte ihn seit langer Zeit nicht mehr unter der Schar der arbeitenden Sklaven erblickt. Er wußte nur zu gut, daß der Auffeher besonders in Abwesenheit des Für= sten alle Sklaven wie willenlose Werkzeuge in der Hand hielt und daß sie ihm nicht entkom= men konnten. Er mußte bei seinen Erkundigun= gen vorsichtig sein, um dem Sklaven nicht noch mehr zu schaden.

Eines Tages, als er wieder vergebens nach seinem Verbleib gefragt hatte, wurde er Zeuge eines leidenschaftlichen Ausbruches einer ältelichen griechischen Stlavin, die er vor den Füßen der Prinzessin fand. Die Mitteilung, die sie ihr gemacht, mußte sie sehr erschüttert haben. Er sah es an ihren bleichen Zügen, wie ihr Stolz nur mit aller Gewalt die Erregung ihrer Seele bemeisterte. Als sich die Stlavin, reich beschenkt von Pulchra, entsernt hatte, verslor sie ihrem Lehrer gegenüber ihre Beherrschung. Sie wurde ganz Frau, und ihre Worte strömten aus blutendem Herzen.

Schmerzvoll erzählte sie ihm von der ver= ruchten Tat des Aufsehers, der Dioklitas an einen bekannten Fechtlehrer und Gladiator von Antiochien verkauft hatte. Er hatte ihn als fieberkrank gemeldet, ihn heimlich fortschaffen lassen, in strenger Haft behalten und ihn dann für tot ausgegeben. Die Sklavin aber, die der Jüngling stets mit leiser Fürsorge umgeben und der ihr manch harte Arbeit abgenommen hatte, verstand die Sprache der Römer und hatte ihre Gespräche belauscht. Die Nachricht vom Tode des Sklaven hatte Bestürzung, ja Erregung unter den Sklaven hervorgerufen. Sie alle liebten ihn wegen der Sanftheit seines Wesens und der steten Bereitschaft, den Gefährten seines Elends zu helfen. Selbst die Wächter konnten es kaum fassen, daß der Erieche, ein Bild blühender Gesundheit, plötze lich von einem Fieber dahingerafft worden sei.

Die traurige Wendung im Geschick seines jungen Landsmannes erschütterte Apollonius, doch die Lehren seiner Philosophie ließen ihn Ruhe und Besonnenheit bewahren.

Er erinnerte sich der Erzählung des Fürsten von der löblichen Tat des Sklaven, die dem Feldkommandanten das Leben gerettet hatte. Es war die Art eines edlen Kömers, sich seinem Ketter dankbar zu zeigen. Durch seine lange Abwesenheit von Kom hatte der Feldkommans dant den Eriechen wohl aus dem Auge versloren, und da Apollonius wußte, daß er für kurze Zeit in Kom weilte, beschloß er, ihn noch am Abend aufzusuchen und ihm das furchtbare Schicksal seines Lebensretters zu berichten. Er hatte Macht und Einfluß genug, um es abzuswehren. Hoffentlich war es noch nicht zu spät und Dioklitas noch nicht nach Antiochien verschleppt.

Alls der Feldkommandant von der schändlichen Tat des Aufsehers hörte, handelte er rasch und wirksam. Er ließ den Aufseher sofort verhaften, ihm sein Geständnis über den Berbleib des ihm anvertrauten Sklaven durch Folter erpressen.

Um Dioklitas nicht der Rache des Gladiatoren auszusetzen und ihn sobald wie möglich von
seinem unwürdigen Schicksal zu befreien, kaufte
er ihn für eine hohe Summe von diesem los.
Mit Zustimmung des Fürsten wurde Dioklitas
nach einigen Wochen in seierlicher Form von
seinem Sklaventum losgesprochen, denn der
Fürst fühlte, daß das Menschentum des Berstlavten noch nicht entwürdigt war und sein
Geist nicht gelitten hatte. Man beschloß, ihn
nach der Universität in Alexandrien zu schicken,
die den Glanz hellenischer Bildung über die
ganze Welt verbreitete und zahllose Zuhörer
aus allen Ländern herbeizog.

Dioklitas, über bessen Wesen noch immer eine erste Wehmut lag, konnte sich zu nichts entschließen. Er bat nur inständig, auch als Freisgelassener in den Gärten des Duumvirs arbeisten zu dürfen.

Apollonius hörte aus diesem Geständnis das

Liebesleid seines jungen Schützlings heraus und las in seinen Augen, was ihm die Lippen nicht verraten konnten. Trost, Hoffnung hatte er nicht für ihn, aber er wollte versuchen, ihn durch geistige Uebungen und Betrachtungen langsam von seiner Neigung abzulenken und ihn zu anderen Dingen hinzuführen, denn als Philosoph wußte er um die beseligende Kraft und Stärke, die in der Hingabe an die Wissenschaften lagen. Und da er eines gewandten Schreibers für die Abschriften der alten Handsschriften bedurfte, welche die reiche Büchersammslung des Fürsten enthielt, nahm er ihn in seinen Dienst.

Dioklitas war ihm bald als Ordner der vielen Handschriften und als Abschreiber schwieriger alter Texte unentbehrlich. Aus dem Gönner und Lehrer wurde dem Jüngling ein väterlicher Freund, der ihn mit Güte und Verstehen leitete und versuchte, ihm auch in den seelischen Dingen eine besonnene Haltung zu geben.

Aber die Schatten der Wehmut wichen nicht von Dioklitas, und er erlitt alle Sehnsüchte und alle Qualen einer großen, leidenschaftlichen Liebe. Sie war aus reinem Herzen zum Lichte emporgewachsen. Sie sah keine Hemmnisse und nicht jene Mächte, die sich ihr hindernd entsgegenstellten. Sie sah nur wie alle wahrhaft Liebenden — die Hoffnung mit ihren Versheitzungen.

Pulchra empfand den glücklichen Umschwung im Leben von Dioklikas voller Beglückung. Ihre Augen strahlten in zufriedenem Glanze, wenn Apollonius von ihm sprach und ihn rühmte.

Es geschah aber jetzt öfters, wenn er in den römischen Büchersammlungen im Tempel des Apollo Palatinus beschäftigt war, um alte Handschriften zu verbessern oder Texte zu ersläutern und zu erklären, daß Dioklitas seiner hohen Schülerin griechische Lehrstunden gab und sie mit den Genies seiner Heinat vertraut machte. Es waren für sie beide Feierstunden des Geistes, wenn er die verehrten Männer der begnadeten Hellaszeit herausbeschwor und Pulschra bereit war, sie in Ehrfurcht aufzunehmen. Und sie war entzückt über die weise Art, mit der er zu lehren verstand und über die Klars

heit und Tiefe seiner Erklärungen. Und sie fand nicht nur seine Gelehrsamkeit und seine Redestunst anziehend, sie entdeckte immer neue Gigenschaften des Geistes und des Herzens, die Diosklitas besaß. Er huldigte auf stille Art ihrer Schönheit, die ihm durch den Zauber ihrer Güte noch strahlender dünkte.

Sie träumten beide von den Tiefen einer Liebe, aus denen man wie aus heiliger Quelle Freude und Kraft schöpfte!

An einem goldenen Sommerabend, an dem man die letzte Frucht vom Pfirsichbaum gepflückt und Dioklitas ihr von den Liebesgesängen sei= ner Heimat gesprochen hatte, entstand mit einemmal eine holde Stille zwischen ihnen. Statt der Sprache der Dichter ließen sie die Sprache ihres Herzens vernehmen. Es klangen glühende Worte auf, die zündeten, es klangen leidenschaftliche Worte, die sie betörten, weiche, süße Worte, die ihre Sinne bedrängten und ihr Blut gleich einem langgedämmten, nun ent= sessellen Strom rauschen ließen. Ihre Herzen wehrten sich nicht mehr und glühten in Liebe. Sie wußten und fühlten, ihre Liebe war reif zum Wunder, zur Erfüllung.

Eine Kette von ungetrübten, seligen Tagen folgte, bis die mächtige furchtbare Wirklichkeit in ihr Glück trat und alles beschattete. Pulchras Vater hatte in einem früheren Statthalter von Gallien einen großen und gefährlichen Feind, der wegen seiner herrschsüchtigen und gewalttätigen Regierung nur auf Unflage des Fürsten von seinem Umte enthoben war. Der Fürst sah das Glück einer friedlichen Entwicklung der von Rom unterworfenen Völfer nur in einer guten und gerechten Verwaltung. Er glaubte wie jeder stolze und weise Römer an die unendliche Herrlichkeit und Würde des römischen Friedens.

Sein Feind aber ließ in seiner Wühlarbeit gegen den Fürsten nicht nach. Er hetzte einige Konsuln, die die Kriegskasse zu beaufsichtigen hatten, gegen ihn auf, und diese beschuldigten den Fürsten, sich bei dem Ankause von Galeeren bereichert und den Feinden Koms wichtige Kriegsdokumente gegen eine hohe Summe ausgeliefert zu haben.

Die Verleumdungen des Profurators gelangten bis zum Kaiser. Die Neider hatten ihre Absicht erreicht und hofften nun, alle Gunst und Beförderung durch kaiserliche Huld zu erlangen. Es erhoben sich aber auch Stimmen für den Fürsten, und vor allem war es der Feldkommandant, dessen erfahrene Kriegskunst das Reich nicht entbehren konnte, der im Senat für seinen schmählich beschuldigten Freund eintrat.

(Fortsetzung folgt)

## Das Bild der eleganten Dame

Von Katja

Magdalena wußte sich nicht mehr zu helsen. Sie weinte schon seit einer Stunde und schluchzte ununterbrochen. Das Herz wollte ihr brechen vor Kummer, die Zufunft sah auf einmal ganz schwarz aus, und das Leben war ihr verleidet.

Sie waren erst ein halbes Jahr verheiratet und lebten glücklich wie zwei Täubchen in ihrem Schlag, und noch fein hartes Wort hatte ihr Glück getrübt. Ihre Liebe schien ewig und groß zu sein, und Magdalena glaubte daran, bis sie an diesem verhängnisvollen Morgen in der Bussentasche ihres Mannes ein Vild entdeckte. Es war die Photographie einer strahlend schönen Dame mit süßem Lächeln, wie sie Magdalena

nur aus mondänen Modezeitschriften kannte. Dazu war sie von Kopf bis Fuß elegant gekleisdet. Sie trug ein Kleid, wie es sich Magdalena nicht in den kühnsten Träumen zu wünschen geswagt hätte, und sie lehnte so geziert an ein Toislettentischen, daß die verstecktesten Reize des anmutigen Kleides sowie ihrer vollkommenen Figur zur Geltung kamen. Magdalena war unströstlich, denn gegen dieses verführerische Wesen würde sie nie auskommen.

Was sollte sie nun tun? Sollte sie Alfred das Bild vorwurfsvoll vor die Füße wersen, sollte sie beleidigt nach dem Namen der Dame fragen oder großmütig auf seine Liebe verzichten? Wie=